

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 2

Artikel: Nur Zeit
Autor: E.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

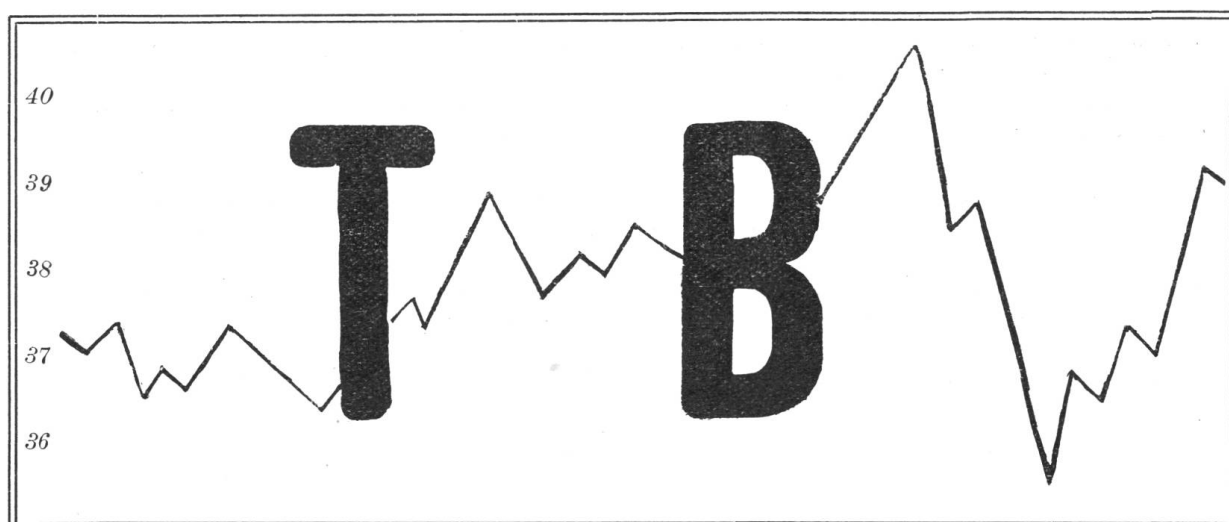
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zwei Beiträge über ein Thema, an das man nicht gerne denkt

N u r Z e i t - - - V o n E. S.

Da die Herren Huber und Guggenbühl auf die originelle Idee kamen, einen «Schweizer-Spiegel» zu beschaffen, der alles im Bereich Liegende reflektiert, so möchte ich doch auch mein Feld einmal so rücken, dass es sich «spiegeln» kann. Sintemal dieses Feld — dem Himmel sei's gedankt — von den meisten nicht gekannt und unbetreten abseits in den Bergen liegt. Ich befinde mich nämlich seit einigen Monaten in Arosa und nehme an, dass dieser ausgedehnte Aufenthalt im öden Bergnest ohne weiteren Kommentar richtig ausgelegt wird. Immerhin möchte ich noch einmal betonen: Arosa! nicht etwa Davos, und mich damit reinwaschen von jedem ernsthaften Verdacht. Denn es sei gleich vorweggenommen: Wir in Arosa fühlen uns nur wie in

einem Vestibül, einem Mittelding zwischen Freiheit und Eingeschlossenheit. Wer sich gut aufgeführt hat, stolziert durch das äussere Portal ins Tiefland, wer aber widerspenstige Lünglein hat, wird nach geraumer Zeit weiterspediert, in die nächste, noch geschütztere Felsenkammer.

Wer jetzt in der toten Zwischenzeit noch hier weilt, hat kaum ein anderes Ziel als das der Genesung. Es sind ausschliesslich solche, die das Leben für kurz oder lang auf die Seite gestellt hat, die quasi ein negatives Dasein führen, ohne Beruf und ohne Erleben, für die sich die Zeit dahinschleppt wie ein ungegliederter Bandwurm und die im schlechtesten Falle nicht über die vier Zimmerwände, im günstigsten nicht über die Mauern des engen Talkessels hin-

ausblicken. Ist es ein Wunder, wenn diese Ausgeschlossenen und Verbannten, z. T. Bemitleideten, z. T. Verachteten ihre eigene Lebensanschauung und Betätigung entwickeln, die nichts, aber auch gar nichts mit den Tieflandmenschen gemein haben?

Manchmal kommen ja so Gäste von unten herauf und schütteln den Kopf über alle diese Dinge hier oben: Kleinlichkeit herrsche hier und Setzköpferei, aber auch krasser Egoismus und Schwatzhaftigkeit. Sie haben alle gut reden, diese Besucher; denn die das vorwerfen, lagen noch nie 10 Stunden pro Tag auf demselben Fleck, spürten nicht das geheime Weh nie endenwollender Krankheit und wissen nichts von der Windstille der Lungenkurorte, die alles gleich unbewegt und starr in der Luft stehen lässt: Worte, Wunden und Taten. Man hat Zeit hier oben — Zeit, um hundertmal dasselbe zu erzählen, Zeit, um eine neue Krawatte, neue Strümpfe zu bemerken, Zeit auch, um dieses Wahrgenommene ausgiebig zu besprechen. Denn über was in aller Welt sollte man sonst sprechen? Kein aufregendes Ereignis stört die Ruhe, nichts Neues von Belang dringt hier herauf, und selbst wenn die Zeitung noch etwas von «dort draussen» meldet, was geht es dann uns hier droben an, uns, die vorläufig nichts mitzureden, nicht mitzuhandeln haben?

So ist es denn nicht zu umgehen, dass sich bei den Patienten ein Sonderleben auswächst, eine innere Eigenart, die sie kennzeichnet, ohne dass ihnen schon körperlich die Krankheit anzusehen wäre.

Nein, äusserlich fallen sie meistens

nie auf. Immer wundern sich Passanten in Arosa über den Haufen junger, brauner, fröhlicher Menschen, die anscheinend die Gesundheit selbst verkörpern und so unbekümmert um Geschäfts- und Bureauzeit, um Haushalt und Semestertermine hier oben sitzen. Eine Bekannte, die mich für zwei Tage besuchte, äusserte auf einem Spaziergang ihr Erstaunen darüber, an einem so weltbekannten Kurort noch keine Kranken getroffen zu haben. Lächelnd fragte ich: «Wissen Sie, wo wir im Moment spazieren? Auf dem Bazillenweg!»

Und der Bestürzten erklärte ich, dass dieser, einer der wenigen ebenen Wege Arosas, fast ausnahmslos von sogenannten «Bazillenträgern» besucht wird, die erstens nur kleine und zweitens möglichst anstrengungslose Spaziergänge wählen müssen.

«So wären denn alle um uns Wandelnden krank?» tönte es ungläubig zurück, und sie wollte es fast nicht glauben, dass der elegante, schneidige Preusse in Knickerbockers schon seit drei Jahren, eine eben an uns vorbeigehende, dralle Wienerin schon seit zwei Jahren hier in Sanatorien wohnten.

Das Wort «Bazillen» wird übrigens so wenig wie möglich gebraucht. Ist schon einer mit dem Uebel behaftet, so heisst es bloss: «Der hat auch Vögel!» oder: «In dem krabbeln die Maikäfer nur so herum!»

Ja, sie sind gut erzogen, die Leute da oben. Das merkt man zum Beispiel dem Husteln auch gut an. In unserm Speisesaal kann direkt die Behauptung aufgestellt werden: Wer hustet, ist gesund. Nur Ankömmlinge husten unten oder

auch Besucher, denen es dann regelmässig recht peinlich ist, weil sie glauben, ebenfalls als krank verdächtigt zu werden. Lang eingesessene Patienten aber fallen nie auf solche Zufälligkeiten herein; sie stellen vielmehr mit verblüffendem Scharfblick bei Neuangekommenen die Diagnose: krank oder gesund.

Letzthin kamen zwei Damen in unserer Pension an, die eine rund und braun und munter, die andere bleich und schlank. Die eine bleibe hier zur Nachkur nach einem längern Sanatoriumsaufenthalt, die andere sei gesunde Begleitschaft, hiess es. Sofort fing unter den «Alten» das Rätselraten an: Welche ist welche! Und 90 % aller Gäste behielten recht mit der Behauptung: Die braune Runde ist krank!

Zum Husten fällt mir übrigens noch ein anderes Geschichtlein ein, freilich ein lausbubenhaftes, das diesmal wirklich dem «krassen Egoismus» entsprungen ist. Ein ganz harmloser (gemeint: in bezug auf Krankheit, weil hier überhaupt keine Rede sein kann von einem andern «Bezug») Sanatoriumsgast pflegte mit seinem Freund jeden Morgen denselben Spaziergang zu machen bis zu einer bestimmten, abgelegenen Bank. Da es in Arosa Bänke hat wie Aertztetafeln in der Stadt, so fanden die beiden regelmässig ihr Ruheplätzchen frei. Einmal aber geschah es, dass bereits ein Fräulein dort sass, das derart in einen Roman vertieft war, dass die beiden nicht hoffen durften, in absehbarer Zeit Alleinbesitzer der beiden schmalen Brettlein zu sein. Der eine wollte umkehren, der andere aber zog ihn weiter, und schliesslich setzten sich beide neben die Lesende, die ein wenig beiseite rückte, ohne aber auch

nur ihre Handtasche an sich zu ziehen oder aufzublicken. Nun aber begann der Unternehmungslustigere der beiden zu husten, hustete mit Kraft und Ausdauer, dass das Fräulein das Buch ohne Lesezeichen zuschlug, die platzversperrende Tasche an sich riss und voll Entsetzen und Angst das Weite suchte. Grinsend aber blieb der Heuchler sitzen und sagte zu seinem Freund: «Soll einem die Krankheit auch nicht ein einziges Mal helfen können im Leben?»

Und hiermit fängt eigentlich das bizarre Innenleben, das Sondergut dieser Menschen schon an. Jawohl, es sind Egoisten, sind Menschen, die in der Stille und Abgeschlossenheit reizbar, die im engen Milieu kleinlich und vor lauter Langeweile launisch geworden sind. Manchmal spüren sie ja selbst den innern Niedergang und rappeln sich auf, und dann geschieht es, dass eine ganze männliche Liegehalle zur Handarbeitschule wird. Da sitzen sie, die Freunde, Verlobten und Gatten und mühen sich mit Strick- und Gabelarbeiten. Letzter Versuch, um der Verzweiflung zu entinnen! Ob die beschenkten Frauen ahnen, mit welcher Herzensbitterkeit diese Gaben zustande gekommen sind? Die Frauen aber, die vom ersten Tag an hier oben Handarbeiten machen und ihrer deshalb schon längst überdrüssig sind, fangen an zu schwatzen. Die Mücke wird wieder einmal Elefant, das lebenswürdige Wort zur Liebeserklärung und das ärgerliche zur Ehrverletzung, das einem sogar veranlassen kann, den Platz am Tisch zu wechseln. Aber selbst diese gleichgültige Begebenheit, dass sich Frau X. von Herrn Y. weggesetzt hat, zieht weite Kreise, so dass man tagelang nicht

mehr darüber hinwegkommt. Eine grosse Gereiztheit überfällt plötzlich alle Gäste, so dass man sich nicht einmal bei Grammophonkonzerten ertragen kann, indem mit konstanter Boshaftigkeit in Anwesenheit von Wagnerfeinden Lohengrin verlangt wird, andere sich aber an Tosellis Serenade nicht satt hören wollen, obwohl doch andere Gähnqualen der Langeweile dabei ausstehen.

Um sich den immer dichter ins Kraut schiessenden Pensionsintrigen zu entziehen, brachte einer einmal ein neues Spiel auf. Es wurden aus einem in Sanatorien zur Schulung des Gedächtnisses bekannten Buch «Frag mich was!» Fragen über alle möglichen Dinge und Gebiete vorgelesen, etwa in folgender Art: «In welchem Jahre wurde Amerika entdeckt? An welcher Strasse in Frankfurt steht Goethes Geburtshaus? Wer ist der grösste gegenwärtige Komiker in Deutschland?» usw.

Die Antworten konnten gleich hinten im Buch nachgelesen werden. Einer machte den Frager und Schiedsrichter, die andern hatten zu antworten, und wer zuerst das Richtige sagte, erhielt einen Strich. Das Spiel fand ungeheuren Anklang und besass unwiderlegbare Vorzüge: Auffrischen von Vergessenem, Lernen, Gewandtheit des Denkens. Der eine grosse Nachteil aber überwog alles Angenehme und machte es schliesslich unmöglich: Nämlich, nach jedem Frageabend stieg die Fieberkurve der Patienten in unerlaubte Höhen. Mit der gleichen Intensität, mit der man sich bei Klatschereien beteiligt hatte, machte man auch hier wieder mit und bezahlte das Mit-Leib-und-Seele-Dabeisein mit Verschlimmerung des Zustandes. Und das ist

hier oben ein Faktor, der nie ausser acht gelassen werden darf. In diesem Punkt bleibt man trotz allen Alters auf der Stufe der Erstklässler stehen, und der Arzt hat die Rolle des Lehrers, vor dem man einen Heidenrespekt hat. Denn der versteht keinen Spass, wenn die Fiebertabelle so lustige Zacken aufweist, und kann einen herunterkanzeln wie einen Sitzengebliebenen.

Die Furcht vor dem Gestrengen sitzt einem tief im Blut. Eine vergnügte Thurgauerin, die etwa zehnmal verbotenerweise nach Inner-Arosa spaziert war, ohne je ertappt worden zu sein, verbarg sich sogar noch viel später einmal hinter der Hausecke, als sie den Arzt kommen sah, obwohl sie es damals schon lang mit Erlaubnis tun durfte.

Man erzählt sich auch folgendes hübsche Kursaalanekdötchen: Einer der bekanntesten Sanatoriumsärzte soll eines Sonntagnachmittags in den vollbesetzten Kursaal gekommen sein. Bis er sich aber in einer Ecke des Mantels und der Ueber-schuhe entledigt hatte, um dann einen freien Tisch zu suchen, waren über ein Viertel der Gäste zur Hintertür hinaus verschwunden, seine Patienten natürlich, die schon lange wieder Liegedienst gehabt hätten! Denn wenn einer einmal beim Schwänzen ertappt wird, setzt es was ab. So hatte einmal solch ein Ausreisser das Pech, auf der Schlittelbahn nach Litzirüti das Bein zu brechen. In der Aufregung rief man das Sanatorium auf, der Bescheid aber lautete, der Betreffende sei aus der Anstaltsbehandlung entlassen und könne sich neues Quartier und einen neuen Arzt suchen.

Kein Wunder, dass die Angst und der Zorn gegenüber diesen Obern zu heim-

lichem Ungehorsam verleitet. Man will ihnen auch einmal Streiche spielen, wieder wie der Schüler seinem Vorgesetzten. Da aber einem zu allem die Hände gebunden sind, ergreift man das Nächstliegende, das Fieberthermometer. Auf das ist man ja überhaupt nicht gut zu sprechen, da es sich wie ein lautes Gewissen gebärdet und dem Arzt jede innere Regung, jeden Fehltritt getreulich meldet. So gibt es einige, die die Fiebergar nicht wahrheitsgetreu aufzeichnen, sondern ganz nach eigenem Belieben die Kurve hinauf- und hinunterziehen, natürlich immer einige Zehntelsgrade zu tief. Eine behauptete einmal, nicht immer Zeit für das Notieren der Kurve zu haben, und so setzte sie sich denn alle Wochen einmal hin, um sie für die vergangenen und gleich zwei, drei nächstfolgenden Tage zu zeichnen, und hatte eine Kinderfreude, wenn weder Arzt noch Assistenzarzt, noch Krankenschwester den Betrug merkten. (Sie freilich merkte ja auch nicht, dass sie sich selbst betrog, aber das nur nebenbei.) Ein Sanatoriumsnovize leistete das Al-

lerbeste, indem er scheinbar nicht wusste, dass man das Quecksilber nach jeder Messung hinunterschlagen muss. Ueber eine Woche lang mass er 38° und schrieb es ein, bis die Konstanz dieser Fieberlinie dem Arzt auffiel und der Betreffende endlich in den richtigen Gebrauch der « Glaszigarre » eingeweiht wurde.

Ja, sonderbare Typen laufen da oben herum. Wie schon gesagt reizbare, kleinliche, launische Egoisten. Aber darf man ihnen ihre Schwächen mit dem gleichen Recht wie den Talmenschen vorwerfen? Sind sie im Grunde nicht hundertmal mehr zu bemitleiden als zu tadeln? Wenn einmal auch für sie eine Pflichtglocke schellen, eine Turmuhr die Arbeitsstunde schlagen würde, so vergässen auch sie den ganzen Kleinkram und Kurklatsch. Nur eine Glocke aber gibt da oben ein Zeichen, die kleine Totenglocke, und wenn diese klagend durch das Tal ruft, spürt man wieder zu tiefst im Innern: Arosa ist Stätte des Leidens! Andere Gesetze herrschen hier, und nur wem der Tod nicht fremd ist, kann das Leben da oben begreifen.

E n t w e d e r – O d e r V o n A. H.

Zum bessern Verständnis des folgenden Beitrages haben wir einen Mediziner gebeten, eine erklärende Einleitung zu schreiben. Diese wird vielen schon deshalb willkommen sein, weil wir immer wieder von chirurgischer Tuberkulosebehandlung hören und meistens nicht genau wissen, um was es sich dabei eigentlich handelt. Die Redaktion.

Nach dem Prinzip, dass ein erkranktes Organ zur Heilung möglichst ruhig gestellt wird verfährt man auch bei der Lunge bei Infektion mit Tuberkulose. Voraussetzung für eine solche erfolgreiche Therapie ist aber, dass nur eine Lunge stärker erkrankt

ist, damit die andere dann genügend leistungsfähig ist. Chirurgisch (denn anders ist Ruhigstellung nicht möglich) gibt es drei Vorgehen, die im allgemeinen nacheinander probiert und angewendet werden:

1. Pneumothorax;